

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 71 (1977)
Heft: 1

Artikel: Der Weg in die Wüste (II. Mose 15, 22-27)
Autor: Sonderegger, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weg in die Wüste

II. Mose 15, 22-27

Nach der wunderbaren Errettung aus der Gewalt des ägyptischen Heeres am Schilfmeer hat Israel Aegypten endgültig hinter sich. Jetzt stehen sie im ersten Aufbruch der Freiheit und gleichzeitig machen sie die erste Bekanntschaft mit der Wüste. «Sie zogen nach der Wüste Sur und wanderten drei Tage in der Wüste, ohne daß sie Wasser fanden.» Nur langsam kommen sie vorwärts, es ist ja ein ganzes Volk, das diese Wanderung durch die Wüste auf sich nimmt. Wandern, Wüste, Wasserlosigkeit — welche Anstrengungen, welche Qualen! Wüste und Wasser finden nicht zusammen, ja, sie schließen sich gegenseitig aus. Die Kinder schreien, das Vieh brüllt, die Alten schweigen, die jungen Männer drängen vorwärts, daß sie Wasser finden für ihr Volk, und die Mütter ängstigen sich um ihre Kinder.

In diesen Tagen und Wochen sind der Schweizer-Bevölkerung die Jahresberichte und Aufrufe der bekannten Hilfswerke ins Haus gekommen, die den Kampf gegen den Hunger der Welt auf sich nehmen. In einem dieser Aufrufe heißt es: «Für Millionen Kinder sind Ueberschwemmungen, Dürre und Erbeben nichts verglichen mit ihrer ständigen, unabsehbaren Angst. Ihr Problem ist Ueberleben, Ueberleben im ganz gewöhnlichen Alltag. Ueberleben, indem man etwas zu essen findet. «Der Prophet Jeremia beschreibt im zweiten Kapitel die Wüste als «das Land der Oede und der Schluchten, das Land der Dürre und des Dunkels, das Land, da keiner wandert und keiner Wohnung macht». Wir haben heute auf unserer Erde Wüste, auf der Millionen wohnen, wohnen müssen, wo noch gesät und geerntet wird, aber zu wenig, zu kärglich, wo die Menschen ständig bedroht sind vom Skorbut und vom Tod, wo sie warten, immer nur warten auf ein Leben ohne Hunger. Oft ist es nur ein kurzes Leben, in welchem sie warten, weil der Hungertod sie bald überholt. Kein Wasser, keine Nahrung, nichts!

Israel ist mindestens schon drei Tage unterwegs ohne Wasser. Am vierten Tag atmen sie auf. Wasser ist in Sicht gekommen; weit entfernt sehen sie den glatten Spiegel eines Sees. Aber das Wasser ist bitter, ungenießbar. Eine erschütternde Enttäuschung! Als sie von Wasser gehört hatten, faßten sie neuen Mut, schleppten sich mit letzten Kräften herzu — und jetzt, wo sie vor dem See stehen, versagt er sich ihnen.

Diese Enttäuschung erleben wir heute im Weltausmaß. Die Technik, die Medizin, die Pharmazie, die unser Leben erhalten und schützen möchten, in die wir seit der sprunghaften Entfaltung der Wissenschaften vor 200, 300 Jahren große Hoffnungen setzen; gerade diese

Hoffnungsgüter gefährden in den letzten Jahrzehnten das Leben. Sie drohen die Grundstoffe, die Substanzen unserer menschlichen Existenz zu vernichten, wie hier das Wasser. In der vergangenen Woche konnte man in der Zeitung von einem Vortrag lesen, den unser heutiger Wasserexperte, Prof. Stumm von der E. T. H., in Deutschland gehalten hat, wo er berichtet, einer der am stärksten verschmutzten Ströme der Erde sei der Rhein. Vor allem sei er durch Chemikalien verseucht. Ein Viertel der gesamten Weltchemieproduktion geschieht im Einzugsgebiet des Rheins. Und dann die Tatsache, die einem fast ein Lächeln abzwängen möchte, wenn sie nicht so bedenklich wäre: Vierzig Millionen Menschen brauchen den Rhein als ihren Abwasserkanal, und zwanzig Millionen beziehen aus dieser Kloake ihr Trinkwasser. Wir sind vor einigen Wochen einem Ehepaar aus Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, begegnet; es erzählte uns, daß man bei ihnen das Trinkwasser flaschenweise in den Läden kaufe — bestimmt auch in Köln oder in Rotterdam! Wüste heute, Verwüstung der Erde. Zivilisationswüste.

Ich vermute, daß wir es uns zu einfach machen, wenn wir die alleinige Schuld den andern zuschieben, jenen, die durch die technischen Errungenschaften reich, steinreich geworden sind, obschon da tiefgreifende Fehler geschehen sind, die korrigiert werden müssen, wenn wir nicht alle zugrunde gehen sollen. Aber unzählige, zum Beispiel du, zum Beispiel ich, sind mit jenen andern wohlstandsfähiger geworden. Denken wir an den noch bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts auch in der Schweiz weitverbreiteten Pauperismus, die Armutei, bei der man nicht gerade verhungerte, aber immer am Rande des Hungerhabens lebte, mit einfachsten Nahrungsmitteln, Habermus Mais, Kartoffeln am Morgen, Kartoffeln am Mittag, Kartoffeln am Abend und nicht wie heute mit so und so vielen Zutaten. Wir dürfen nicht einfach sagen: «Ja, das war viel gesünder.» Wer von uns möchte den ziemlich reichen Mittags- oder Abendtisch vertauschen mit der kärglichen, genußarmen Ernährung in der guten alten Zeit! Viele soziale Errungenschaften wären nicht möglich geworden ohne die Technik im weitesten Sinn des Wortes.

Seit zwei Jahrhunderten gehen wir im Abendland den Weg in die Freiheit, aber auch, wie wir jetzt merken, den Weg in die Wüste. Es geht uns wie den Juden, die Aegypten verlassen hatten. Hier in der Wüste atmen die Juden zum ersten Mal die Luft der Freiheit, spüren sie, was das sein könnte, die Weite, der Ausblick in eine große Zukunft, die vor ihnen liegt.

Aber sie wissen: hier ist Wüste. Die Wüste ist nicht das Gelobte Land, sie ist nur der Vorraum der Freiheit. Und da geht es offenbar nicht ab ohne Murren. «Dann kamen sie nach Mara. Aber sie

konnten das Wasser wegen seiner Bitterkeit nicht trinken, denn es war sehr bitter. Daher hieß man den Ort Mara, Bitterquell. Nun murrte das Volk wider Mose und sprach: Was sollen wir trinken?» — eine empörte, aber völlig verständliche Frage!

Hier möchte ich etwas sagen zur literarischen Gestalt des Textes: er stammt trotz seiner Kürze nicht von einer Feder, sondern ist zusammengesetzt aus mindestens drei verschiedenen Quellen. Wir haben schon oft gehört, daß die Mosesbücher nicht zur Zeit des Mose, sondern Jahrhunderte später geschrieben wurden, und zwar zu verschiedenen Zeiten, etwa im Jahre 1000 vor Christus, dann 600 und wiederum 500 vor Christus, zur Zeit Davids und Salomos, später unter Josia, schließlich im babylonischen Exil. Fromme Juden haben in die Situation der Kinder Israels am Bitterquell das herrliche Wort eingesetzt: «Ich bin der Herr, dein Arzt.» Jesus hat bekanntlich das Wort in der Vollmacht des Sohnes aufgenommen: «Nicht die Starken bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.» Er geht auf das Murren, das Klagen, das stille Leiden der Kranken ein. Und der Apostel Paulus berichtet 1. Korinther 10, daß Christus im Geiste schon immer dabei gewesen sei, auch beim Auszug der Hebräer nach dem Gelobten Land, und daß die Juden damals in der Wüste Wasser des Lebens getrunken hätten. Christus, sein großer Bruder, gleichsam der heimliche Begleiter des Mose! Mose glaubt, daher schreit er zu Gott. «Mose aber schrie zum Herrn. Der Herr wies ihm ein Holz; das warf Mose ins Wasser, und das Wasser wurde süß.»

Mose glaubt. Was tut einer, wenn er glaubt? Er geht seinen Weg in der kaum mit Worten auszusagenden Sicherheit, daß ihm auf diesem Weg etwas entgegenkomme, das ihm hilft, damit er weiter schreiten kann und das Ziel nicht verfehlt. Das ist Glaube. Und wenn es das nicht gäbe, daß uns immer wieder mal etwas begegnet, mit dessen Hilfe wir weiterkommen, dann könnten wir Menschen einander überhaupt nicht helfen, nicht mehr füreinander eintreten, für einander kämpfen; dann könnten wir nicht hie und da sogar den Kopf hinhalten oder das eigene Herz für andere riskieren.

Und dann ist da dieses Holz, die Alten hätten gesagt, vom Baume des Lebens genommen — das Wunder! Etwas, das wir nicht erklären können, es sei denn, wir denken an die Freiheit, die Möglichkeiten, die Gott hat. Warum eigentlich nicht? Wer von uns Menschen etwas hält von der schöpferischen Kraft, die dem Menschen gegeben ist, etwa in der Kunst oder in den Einfällen, die das Zusammenleben der Menschen besser und wahrer machen, wer etwas hält von der Fähigkeit des Menschen, Dinge zu tun, die man nicht unbedingt tun muß und die doch helfen, das Leben schöner zu gestalten, der wird unmöglich leugnen können, daß Gott, der Schöpfer, Kräfte besitzt und Dinge fertig bringt,

die nicht an unsere Vorstellungen gebunden sind, sagen wir, an unseren Begriff eines Kausalitätsgesetzes von Ursache und Wirkung. Moses glaubt an Gott, an den Wundergott.

Moses glaubt aber auch an den Menschen. Er kennt ja den Menschen ziemlich gut, er kennt nämlich sich selbst. Er kennt das Herz des Menschen, das zu allen Zeiten daselbe ist, in der Antike und in der Moderne, bald trotzig, bald verzagt, stürmisch in Lust und Leid, ausgreifend nach dem Leben mit seinem Glück und seiner Not, träge zu Gott hin und doch voller Sehnsucht nach dem Ewigen. Mose kennt den Menschen in seinen Krisen, den Menschen, der bei bestimmten Geschehnissen meint, seine Welt gehe unter. Aber Mose kennt den Menschen — sagen wir nun mit Paulus — in Christus. Er weiß, daß der Mensch nicht nur der ist, den er in der Gegenwart darstellt in seinem Murren oder seiner Zufriedenheit, sondern der Mensch, der er werden soll, der er wird, weil Gott etwas mit ihm vorhat. In jedem Menschen steckt ein Ziel, das er noch nicht erreicht hat, ohne das er aber nicht zu verstehen ist. Und dasselbe gilt von der Menschheit, von dem, was wir unsere Geschichte, die Weltpolitik, die Weltkultur, den Weltgeist nennen. All das ist nicht zu verstehen in seiner Unruhe, in seiner Bewegung auch zum Guten, zum Positiven hin, ohne das Wissen, daß die Menschheit auf das Reich Gottes hin angelegt ist.

Aber noch sind wir in der Wüste, beim Wandern und oft ohne Wasser. Wir stehen erst im Vorraum der Freiheit. Wir haben einen gebundenen Leib, eine gebundene Seele. Denken wir an die Vererbung, an die Umwelt mit ihren Einflüssen, die auf uns herniederströmen, an den Zeitgeist, dem wir nicht so leicht entrinnen, wie viele Leute, auch Christen, meinen. Und dann gibt es Krankheit und Krisen. Es wäre gefährlich, sich mit der Illusion einzuschläfern, es sei anders. Christus ist ja unser Arzt, weil dem so ist, weil es Krankheiten und Krisen gibt. Und so gibt es Bazillen und Ansteckung. Immun, seuchensicher ist kein Mensch. Zum Glück, sonst würden wir die andern noch viel weniger verstehen. Der unangreifbare Mensch wird steril, unangreifbar von der Not, den Tränen und den Schmerzen der andern.

Wir sind in der Wüste. Wir wandern von einer Stätte zur andern, wie es im Text heißt, vom Schilfmeer zur Wüste Sur und an den Bittersee, aber auch nach Elim. «Dann kamen sie nach Elim, da waren zwölf Quellen mit Wasser und siebenzig Palmen; und sie lagerten sich daselbst am Wasser.» Es gibt auch das Begnadete, das Geschenk, die Nähe Gottes, das Nicht-mehr-Erwartete. Es gibt Lebensenergie, die über die vitalen Kräfte einer robusten Gesundheit weit hinausgehen. Oder kennt ihr sie etwa nicht? Jene Menschen, Männer und Frauen schwachen Leibes, zarter Seele, und doch widerstandsfähiger und wirksamer als viele andere in ihrer äußeren Kraft und ihrem Aktivismus.

Wir sind in der Wüste und wir sind angreifbar. Aber ER ist unser Arzt, darum glauben wir, daß wir das Ziel erreichen werden. Wir glauben mitten im Kleinen und Kleinlichen unseres Lebens an das Größere. Dieser Glaube ist unsere Gesundheit. In solchem Glauben sind wir unterwegs zur ganzen Freiheit.

Hugo Sonderegger

Wissenschaft — wem verantwortlich?

Im Verband amerikanischer Wissenschaftler (Federation of American Scientists, FAS) zirkuliert gegenwärtig eine Umfrage, die im obenstehenden Titel zusammengefaßt werden kann. Seit 1946 organisiert, ursprünglich als Verband der Atomwissenschaftler, funktioniert er in erweitertem Umfang als Gewissen der akademischen Gemeinschaft. Die Frage der Verantwortung hat im Verband zu einer tiefgreifenden Meinungsverschiedenheit geführt, die offenbar wird, sobald sich Wissenschaftler als solche zu einer Angelegenheit öffentlichen Interesses äußern. Die engere Interpretation wissenschaftlicher Verantwortung will sich ausschließlich auf die korrekte Haltung des Wissenschaftlers, den Prinzipien seiner wissenschaftlichen Gemeinschaft gegenüber beschränken — er soll nichts unternehmen oder äußern, was diese Gemeinschaft herabsetzt, den Traditionen der Wissenschaft oder ihrem Image schadet. Praktisch gesprochen soll er nicht öffentliche Erklärungen abgeben, die nicht bewiesen werden können. Verallgemeinerungen ohne feste Gründe oder gar Spekulationen sind für ihn tabu. Er darf sich nicht in Kampagnen einlassen zugunsten politischer Entscheide, zum Beispiel, in denen er über das wissenschaftlich Vertretbare hinausgehen müßte, wie es vorkommen kann, wenn man mit Nicht-Wissenschaftlern zusammenarbeitet, oder sich den oft unwürdigen Präsentationsweisen des Fernsehens usw. unterwirft.

Eine largere Auslegung sieht als Primat die Notwendigkeit wissenschaftlicher Verantwortung der Gesellschaft gegenüber. Diese Richtung zieht daher den Ausdruck «soziale Verantwortung» vor. Sie akzeptiert die Tatsache, daß Wissenschaftler in öffentlichen Diskussionen unausweichlich über das hinausgehen müssen, was wissenschaftlich feststeht. Nach largerer Auslegung sind politische Entscheide überhaupt ein Spiel mit enormen Ungewißheiten, das der Wissenschaftler mitzumachen gezwungen ist.

Nach der engen Interpretation sollen also Wissenschaftler sich nicht in die Diskussion öffentlicher Angelegenheiten einmischen, während die largere Interpretation die Teilnahme an solchen Auseinandersetzungen zur «sozialen Verantwortung» und Pflicht des Wissenschaftlers erklärt.